



Aus der Zeit der Gründung der Mariannhiller Missionstation Mariazell.

Oster.

Heil'ger Osterglöckchenklang
In besonnten Lüsten
Heller Lerchen Jubellsang
Neber grünen Tristen;

Blütenkranz und Leben bricht
Aus des Winters Banden,
Neuem Hoffen, neuem Lich
Ist die Welt erstanden.

Gottes Odem allerwärts
Mahnt mit sanftem Wehen:
Du auch, zages Menschenherz,
Sollst zum Licht erstehen!

Aus der Zeit der Gründung der Mariannhiller Missionsstation Mariazell.

Erinnerungen von Br. Servulus Dütsch, R. M. M.
(Schluß.)

Am Sonntag nach dem Mittagessen lud mich Br. Rivard ein, mit ihm vorauszureiten, um die neue Farm, die er überaus lobte, anzusehen. Obwohl ich nicht gerade in der besten Stimmung war, denn wir hatten in den letzten Tagen infolge der schlechten Wege viel Zuggeschirr zerrissen, ritt ich doch mit. Das Gelände, das sich uns zunächst darbot, sah sehr schlecht aus, sodaß ich von unserer neuen Farm nichts Gutes erwartete. Aber als wir einen Bach, der die Grenze unserer Farm bildet, überschritten hatten, da wurden die Bodenverhältnisse auf einmal ganz anders. Schwarzer, fetter Lehmboden lag da vor uns. Marizell ist inzwischen auch, was die Ackerwirtschaft betrifft, eine unserer schönsten und fruchtbarsten Farmen geworden.

Befriedigt über unseren Ausflug kehrten wir zur Lagerstelle zurück. Am nächsten Morgen brachen wir mit unseren Ochsenfuhrwerken wieder auf. Nachdem wir den Knechtaßl zu überfahren hatten, bekamen wir endlich wieder festen Boden unter die Füße, sodaß es wieder schneller vorwärts gehen konnte. Das nahe Ziel beflogelte natürlich auch gleichsam unsere Schritte. Schon am Dienstag erreichten wir den Ort, wo Marizell erstehen sollte. Kurz vorher waren wir in dem zähen Lehmboden noch einmal stecken geblieben. - Wir luden die Waren ab und brachten sie auf Schlitten an ihren Bestimmungsort; die leeren Wagen aber mußten wir mit je 36 Ochsen aus dem zähen Lehmboden herausziehen.

Endlich waren wir also am Ziele. Von ganzem Herzen dankten wir Gott für den großen Schutz, den er uns auf der weiten Reise angedeihen ließ. Hier sollte die neue Missionstation gegründet werden. Der lieben Himmelskönigin zu Ehren, unter deren Schutz sie stehen sollte, erhielt sie den Namen Marizell. Viele Taufen von Heiden ist sie bis jetzt eine Quelle des Segens und des Friedens geworden.

Unsere neue Wohnstätte, die wir hier vorsanden, bestand aus zwei runden Hütten von je 6 Meter im Durchmesser, aber ohne Fenster und Türen. Die Wände, aus Nasen gebaut, waren ungefähr 3½ Meter hoch. Das Dach war aus Stroh. So armelig auch alles aussah, so waren wir doch überaus glücklich, denn wir waren nun wenigstens „im eigenen Heim“. Am Abende nach unserer Ankunft hatten wir offene Tafel. Wir stellten unseren Tisch, den wir mitgebracht hatten, ins Freie und unser Br. Koch servierte. Da es aber sehr kalt war und auch der Wind so stark wehte, zogen wir die Kapuze über den Kopf. So sahen uns zwei Buren, unsere neuen Nachbarn. Sie kamen etwa auf

100 Meter an uns herangeritten, machten ein wenig Halt, ritten im Kreis um uns herum und galoppierten dann wieder fort. Am anderen Tag kam der Storeepeper (Kaufmann) Mr. Bohl mit diesen zwei Buren zu uns. Sie waren nämlich zu ihm geritten und hatten ihre schweren Bedenken und Befürchtungen über uns ausgesprochen. Sie sagten zu ihm, die neuen Nachbarn hätten spitze Hüte auf (sie meinten die Kapuze) und redeten nicht; es müßten die „Leibhaftigen“ sein; auch hätten sie Kuttan an und man wüßte nicht, was darunter stecken könne. Mr. Bohl überzeugte sich nun, daß wir wirklich Menschen seien, daß wir reden könnten und daß wir auch keine Pferdefüße hätten, worüber sie sich auch ganz genau versichern konnten, da wir barfuß in Sandalen vor ihnen standen. Daz wir „Bocksfüße“ hätten, das hatten sie nämlich ganz bestimmt angenommen. Man sieht daraus übrigens, was die Heze und die Lüge nicht alles vermag. Erst der Augenschein konnte diese beiden Männer von ihrer festen Überzeugung abringen.

Da die Ochsen, die wir von Mariannhill mitgebracht hatten, aus dem Küstengebiet stammten und an warmes Klima gewohnt waren, hier aber schon eine ziemliche Kälte eingesetzt hatte, so wären diese Tiere hier unfehlbar zugrunde gegangen. Sie mußten also sobald wie nur irgend möglich nach Mariannhill zurückgeschickt werden. Wir luden deshalb unsere 4 Wagen mit Weizen aus Bajutoland voll und schickten sie dann mit unseren Schwarzen heimwärts. Wir fingen unterdessen an, uns häuslich einzurichten. Die erste Nacht schließen wir auf Wellblech. Doch diese Art von „Buße“ bebagte uns doch nicht recht. Am nächsten Tage schnitt P. Arsenius Gras, stopfte damit Strohsäcke und machte so jedem ein Lager zurecht. Ich ging unterdessen auf die Jagd nach Feuerholz, denn Kuhmist, der hierzulande das gewöhnliche Feuerungsmittel ist, hatten wir noch nicht genügend. Der Koch kam bald in eine gelinde Verweiflung. Das Mehl verdarb uns nämlich größtenteils, Milch hatten wir keine und sonst war auch nicht viel zum Leben vorhanden. Doch da half uns die Vorkehrung aus der Not. Eines Tages kam von den Drakensbergen her eine Karawane von Bajutos, die auf ihren Ochsen Schläuche von etwa 3 Meter Länge liegen hatten, die mit Weizen, Amabele usw. gefüllt waren. Jeder Ochse trug ungefähr 100 Pfund. Sie brachten diese Sachen irgendwohin auf den Markt. Von ihnen kauften wir nun Weizen, Mais und Amabele (Kaffernkorn). Eine Mühle, die an einem Pfosten angebracht war, hatten wir bei uns. Br. Rivard und ich mußten in der Frühe immer Mehl mahlen für den täglichen Bedarf. Unsere Kost — Brot hatten wir keines — bestand in der Frühe aus einem Mus aus Weizemehl, Mittags aus Maismehl, Abends aus Amabele. Sonntags gab es zur Feier des Tages noch ein Gericht

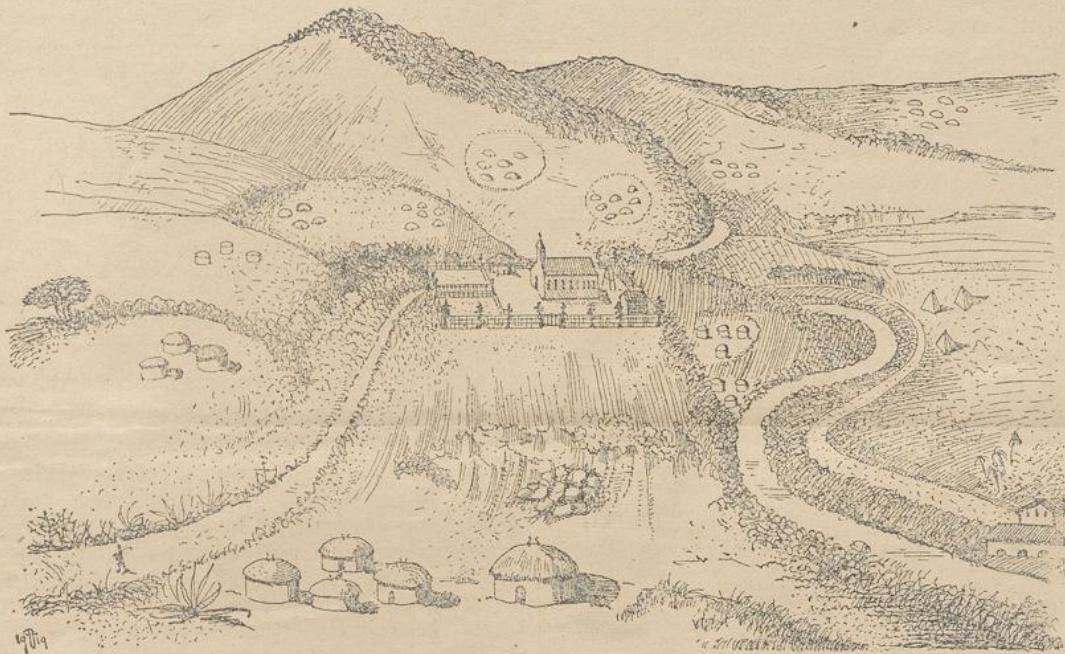
aus Bohnen. Bald widerstand uns dieses ewige Einerlei und so schickten wir öfter nach Matatiele (9 Stunden weit), um Brot zu holen.

Auch die Missionsarbeit wurde jogleich in Angriff genommen. Es waren bei unserer Ankunft in der ganzen Gegend weithin zerstreut ungefähr 12 Katholiken. Rings um unsere Farm wirkten ungefähr 13 verschiedene protestantische Missionsgesellschaften. Für die erste Zeit kam zu uns ein Vater von den Oblaten aus dem Basutoland herüber. Sobald dann aber die Jesuitosprache von unseren eigenen Leuten gelernt war, begann ein rühriges Leben in der Mission. Heute ist Mariazell eine schöne, hoffnungsvolle Missionsstation geworden.

Br. Rivard und ich mußten nun auch allmählich an unsere Rückkehr nach Mariannhill denken. Am Don-

die über einen Berg hin verschwand. Wir gingen nach und kamen auch endlich zu einem Farmer mit Namen Gildard. Da es regnete, sagte die Frau — der Mann war nicht zu Hause — wir sollten hier übernachten. Wir bekamen gehacktes Fleisch und Kartoffeln als Abendessen. Ich hatte nun seit 5 Jahren kein Fleisch mehr gegessen und so bekam ich auf diese ungewohnte Röst hin Nachts plötzlich heftiges Nesselfieber, so zwar, daß das ganze Bett zitterte. Ich wußte gar nicht, was das sei und dachte erst, es seien Läuse im Bett. Br. Rivard mahnte mich wiederholts, ruhig zu sein, und die Leute nicht im Schlafe zu stören. Endlich stand er auf mein wiederholtes Rufen auf und sagte mir, daß meine Krankheit ungefährliches Nesselfieber sei. Am Morgen war auch glücklich alles wieder vorüber.

In aller Frühe waren wir schon wieder reise-



M. Loreto auf dem Berge.

nerstag vor Pfingsten wollten wir abreisen. Eine Woche vorher kam Br. Koch zu mir und sagte jammern, wenn wir auch fort seien, dann ginge es mit dem Kochen ganz schlecht. Namentlich der Mangel an Brot machte ihm sehr zu schaffen. Wir hatten nun zwar ein Rezept über Brotbacken bei uns, aber die Versuche mißliefen uns gänzlich. Ich fragte nun unseren Koch, ob er Sauerteig machen könne, was er bestätigte. So machte ich denn wieder einen Versuch mit dem Brotbacken. Und wirklich, am Tage vor unserer Abreise gelang es mir, ein-wenigstens einigermaßen genießbares Brot herzustellen. Br. Romuald fiel mir um den Hals und dankte mir für meine „Erfindung“. Am Donnerstag vor Pfingsten reisten Br. Rivard und ich auch wirklich ab. Wir ritten zunächst nach der Symbis Location, wohin wir Geschäfte halber mußten. Da kamen wir in das Haus eines Weizen, der mit einer schwarzen Frau aus dem Griquastamme verheiratet war. Viel Schönes war da im Hause nicht zu sehen. Spinnweben in allen Ecken und Enden. So ritten wir denn am Abend noch weiter, um eine Farm zum Übernachten zu suchen. Allein weit und breit konnten wir keine finden. Schließlich sah ich eine Rinderherde

fertig und die Frau zeigte uns den Weg zum Indawanafluß zu einem Farmer mit Namen Walker, den wir besuchen wollten. Kaum waren wir aus dem Hof weggeritten, so schlügen wir auf eigene Faust eine andere Richtung ein, in der Hoffnung, so schneller zum Ziele zu kommen. Die Strafe war, daß wir in die Stacheldrahtzäune hineingerieten, womit die einzelnen Farmen abgegrenzt sind, und schließlich keinen Ausweg mehr finden konnten. Doch wir wußten uns bald zu helfen. Wir suchten eine sumpfige Stelle auf, hoben die Pfähle mit dem Drahtzaun aus den sumpfigen Löchern empor — ein wenig Kraft braucht man dazu allerdings — ließen unten die Pferde hindurchschlüpfen, schlüpften selbst hindurch und setzten dann die Pfähle wieder zurecht. Nun waren wir wieder frei. Wir ritten wieder den ganzen Tag, kamen aber wieder nicht ans Ziel. Als es schon anfing, dunkel zu werden, sahen wir zwei Kaffern mit zwei Kühen daherkommen. Ich fragte, woher sie kamen und sie antworteten, vom Umlongahlonga. Das war der Name eines weißen Farmers, aber wir konnten uns nicht entfinden, wie der Familienname dieses Farmers lautete. Die Schwarzen pflegen nämlich die Weizen nicht nach dem Famili-

liennamen zu nennen, sondern nach einer ganz besonders an denselben hervortretenden Eigenschaft. Nach einem Nachdenken fiel es Br. Rivard ein, daß dieser umhlongahlonga niemand anders als der von uns so sehrlich gesuchte Mr. Walker sei. Von den beiden Schwarzen erfuhren wir auch, daß sie schon seit dem Frühstück, also seit 10 Uhr vormittags auf dem Wege seien. Im scharfem Trab ritten wir weiter. Als es schon ziemlich finster war, kamen wir an einen Zaun, der an einem steilen Berg hinaufführte. Hier war die Besitzung Mr. Walkers, die Br. Rivard, der früher einmal hier gewesen war, sogleich wieder erkannte. Er wußte auch, daß in dem Drahtzaune irgendwo ein Pförtchen zum Durchschlüpfen angebracht sei. Um dieses zu finden, ritt er den Berg hinab und ich den Berg hinauf dem Zaune entlang. Bald hatte ich es hoch oben auf der Bergeshöhe entdeckt. In einer halben Stunde waren wir dann bei Mr. Walker. Obgleich er ein reicher Mann ist, konnte er uns an jenem Abende nichts verschenken als einen großen gesotterten Kürbis. Am anderen Tage aber schlachtete er uns zu Ehren eine Angoraziege. Wir kauften hier noch für unsere Missionsstation Marizell 25 Kühe, die wir aus einer Herde von 500 Stück heraussuchen konnten; das Stück kostete 80 Mark. Die Kühe wurden von dem Farmer selbst nach Marizell gebracht. Nach am Vormittag ritten wir von hier weg nach unserer Missionsstation Reichenau, die wir nachmittags glücklich erreichten. Das hl. Pfingstfest feierten wir dort. Nach den Feiertagen ging es weiter nach Mariannhill. Die Reise nach Marizell hatte über einen Monat gedauert, ebenso die Rückreise mit den Ochsenfuhrwerken.

Als wir in Mariannhill angekommen waren, suchten wir alsbald die Fuhrleute auf, welche die 4 Ochsenfuhrwerke nach Mariannhill zurückgeführt hatten; wir wollten nämlich gar zu gerne deren Reiseerlebnisse wissen. Ich hatte ihnen 10 Mark mitgegeben, damit sie sich dafür Brennholz kaufen könnten; die Gegend, durch die sie fahren mußten, war sehr holzarm. Für dieses Geld hatten sie, wie sie erzählten, in Matatiele nur einen Alm voll Holz bekommen. Da sie von Marizell aus nicht viel Mehl für die Reise mitnehmen konnten, so hatte ich ihnen ein Schreiben an einen Müller in Kokstadt mitgegeben, daß er sie mit genügend Mehl versorgen sollte. Als sie nach Kokstadt kamen, war ihr Mehl zu Ende, aber sie hatten nicht den Mut, in die Mühle zu gehen. So fuhren sie also von Kokstadt bis Lourdes ohne Lebensmittel. Ich tadelte sie natürlich über diesen Unverstand und sagte, da hätten sie die Ochsen wohl tüchtig laufen lassen, um schnell heimzukommen. „O nein,“ erklärten sie, „wir haben sie immer tüchtig fressen lassen. Während die Ochsen fraßen, legten wir uns auf den Bauch, um den Hunger nicht so zu fühlen.“ Der Kasper leistet Gewaltiges im Essen, aber auch, wenn es sein muß, im Hungern.

So endigte diese „Ochsenreise“, wie sie in damaliger Zeit noch sehr häufig waren. Heutzutage kommen sie auf so weite Entferungen nur mehr wenig vor; denn überall hin geht bereits schon die Bahn. Die Beschwerden einer Ochsenreise sind heutzutage auch nicht mehr so groß, denn es gibt schon viele gute Straßen; namentlich durch den obenerwähnten Umtwansjampf führt heute eine schöne Straße.

Wer die Mission unterstützen will, sammle Briefmarken!

Maria Loreto.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.
(Fortsetzung).

Wenn um 3 Uhr nachmittags die Tageschule geschlossen wurde und die Schüler und Schülerinnen in ihre heimatlichen Kräle zurückkehrten, dann blieben gewöhnlich noch einige Krähen und Mädchen bei mir und halfen mirhacken, Unkraut und Strauchwerk ausroden, Steine ausgraben und Wege anlegen. Wir ebneten auch einen großen freien Platz vor dem Kirchlein und der Krähhütte. Da die Steine, die wir weggeschaffen mußten, oft tief im Boden steckten, so war das für die Kinder oft eine recht schwere Arbeit. Aber freudig halfen sie doch immer wieder mit. Auf diese Weise verdienten sie sich auch ihre Fleckleidchen und Hööschen gar wohl.

Mit Sehnsucht sah ich unterdessen der Vollendung des Kirchleins entgegen; ich mußte mich ordentlich mit Geduld wappnen, um sie erwarten zu können. Bis jetzt hatte ich erst wenige Schulkindergarten. Meine erste Sorge war es nun natürlich, die Zahl der Schulbejucher zu vermehren. Durch Ausfragen meiner wenigen Schüler suchte ich nun in Erfahrung zu bringen, ob nicht in den verschiedenen heidnischen Krälen der Umgebung Kinder seien, die in schwerer Krankheit die Nottaupe erhalten haben, aber dann doch nicht gestorben sind. Zu meiner größten Freude gewahrte ich, daß es deren viele in der Nähe der neueroöffneten Schule gab; bereits die meisten von diesen hatten ein Alter von 7–8 Jahren erreicht. Das war ja eine herrliche Aussicht! Nach machte ich mir Notizen über Namen, beißiges Alter, über Eltern und Heimatkräle der Kinder. Außerdem ließ ich mir von jedem Schulkind alle seine Geschwister, Verwandten und Bekannten angeben. Ah, da kam eine ganz nette Zahl heraus! O, wie das mich freute!

Bevor noch das Kirchlein vollendet war, machte ich mich schon auf die Suche nach Schäflein. Unser Hochwürdiger Pater Superior gab mir dazu auch noch das alte und das neue große, dicke Taufbuch. Da schrieb ich mir denn alle Kinder auf, die einmal in der Krankheit getauft worden waren und wider Erwarten wieder genesen waren. In kurzer Zeit war in der runden Krähhütte, — die vorläufige Schule — nicht mehr Raum genug für all die neuen Ankömmlinge. Jetzt war ich erst ganz in meinem Element. Kinder und Blumen waren ja stets meine Lieblinge. Letztere gab es noch nicht; aber Kinder, diese holden Gottesblümchen, waren da und versprachen immer noch mehr zu werden.

„Wo Kinder sind, da ist ein goldenes Zeitalter.“

„Ein Kindesaug, ein Maientag,
Das sind zwei Himmelsgaben,
An denen sich ein Menschenherz
In Ewigkeit kann loben.“

Obwohl das Kirchlein immer noch nicht fertig war und obwohl das Bauen, Anstreichen etc. immer eine gewisse Unordnung mit sich brachte und obwohl wir Frauen — das ist ja allen Ewastötern eigen, ob sie nun in der Welt oder im Kloster leben — immer alles gern rein und schön sehen und schnell fertig haben wollen, so war ich doch jetzt glücklich und zufrieden; jeden Freitag kehrte ich zur Missionsstation Centocow zurück, um dort den Sonntag zu feiern und am Montag stieg ich wieder voll der schönsten Hoffnungen auf den Monte Loreto hinauf. Ich war jetzt wirklich inner-